

00 00
□□□

Literatur

im Kleinformat

Investmentfonds und Arbeitsplätze
Raimund Kremlicka

PROLOG

In den letzten Jahren wurde jede Erfolgsmeldung sogleich von einer Horrormeldung abgelöst. Wir beschleunigen das Wachstum, gleichzeitig stürzt die Welt in eine Finanzkrise. Die Zahl der Beschäftigten geht in die Höhe, aber immer mehr Menschen taumeln an der Armutsgrenze entlang. Es ist mehr Finanzkapital denn je im Umlauf, gleichzeitig steigt die Arbeitslosigkeit.

Was ist wohl geschehen, daß wir von Demokratie sprechen, wo nichts weiter regiert als das Machbare, daß wir vom Sozialstaat reden, wo jedes Jahr mehr Menschen in Armut stürzen, daß wir noch immer den Kapitalismus predigen, obwohl er an allen Ecken und Enden nichts als Verwüstung anrichtet?

Editorial

Die Zeitschrift ^{wo} ^{ooo} ^{wo}, **Literatur** ^{im} Kleinformat hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Vorgänge im kulturell-literarischen Bereich zu befragen. Kritische Essays sollen zu gesellschaftlichen und politischen Vorgängen Stellung beziehen. Philosophisches wird sich ebenso finden wie Tagespolitik, Literarisches ebenso wie Wissenschaftliches.

Diesmal haben wir wieder ein paar gesellschaftspolitische Notizen. Nichts Aufrührerisches, aber doch ein, zwei Texte, von denen wir sagen können, sie sind gelungen und haben mit Widerstand zu tun. Auch immer mehr junge Autor/inn/en interessieren sich für unsere Zeitschrift, z.B. die 17-jährige Victoria Herbig.

Vom 15.-21. November 1998 findet unser Symposium *7 TAGE ÖSTERREICHISCHE LITERATUR* in der Theater m.b.h. statt. Der Folder liegt diesem Heft bei.

Einige Vereine aus dem kulturellen und politischen Bereich haben sich zum Netzwerk Kultur zusammengeschlossen. Die AG Literatur steht dabei an prominenter Stelle. Die Präsentation findet am 10. Dezember 1998, 18:00 Uhr im Kulturzentrum 7*STERN statt.

Wir danken allen Mitgliedern und Abonent/inn/en für ihre Beiträge und die damit verbundene Unterstützung des Projektes.

Solltet Ihr Texte oder Textprojekte vorzuschlagen haben, wendet Euch bitte an die untenstehende Adresse. Texte sind gefragt, also klemmt Euch dahinter. Wir warten gespannt.

Wir wünschen unterhaltsame Lektüre.

Die Redaktion

Freiwillige Spenden oder Abo Bestellungen richten Sie bitte an:

AG Literatur, 1120 Wien, Arndtstraße 85/8, Tel.:810 95 56
oder an das Bankkonto:

BAWAG, BLZ 14000, **06110700448**

Einzelheft: 15,- öS

Abobestellung: 10 Hefte 150,- öS

Gefördert aus Mitteln des Bundeskanzleramtes Sektion V/4

Investmentfonds und Arbeitsplätze

Raimund Kremlicka

PROLOG

In den letzten Jahren wurde jede Erfolgsmeldung sogleich von einer Horrormeldung abgelöst. Wir beschleunigen das Wachstum, gleichzeitig stürzt die Welt in eine Finanzkrise. Die Zahl der Beschäftigten geht in die Höhe, aber immer mehr Menschen taumeln an der Armutsgrenze entlang. Es ist mehr Finanzkapital denn je im Umlauf, gleichzeitig steigt die Arbeitslosigkeit.

Was ist wohl geschehen, daß wir von Demokratie sprechen, wo nichts weiter regiert als das Machbare, daß wir vom Sozialstaat reden, wo jedes Jahr mehr Menschen in Armut stürzen, daß wir noch immer den Kapitalismus predigen, obwohl er an allen Ecken und Enden nichts als Verwüstung anrichtet?

ARBEITGEBER/INNENMARKT

Derzeit befinden wir uns auf einem Arbeitgeber/innenmarkt. Die Arbeitgeber/innen haben das Kapital und die Produktionsmittel. Sie holen sich aus der Masse von Arbeiter/innen jene, die ihre Arbeitskraft möglichst billig, mit möglichst hohem Qualifikationsniveau und möglichst geringen Umfeldansprüchen (Arbeitsplatzgestaltung, Kaffeepausen, Urlaubsansprüche etc.) verkaufen. Wertvolle Arbeit ist daher jene Arbeit, die wir Lohnarbeit nennen, die den Arbeitgeber/innen möglichst viel Profit bringt. Alles andere ist gesellschaftlich notwendige Arbeit: Sozialarbeit, Kulturarbeit, Hausfrauarbeit etc. Sie ist niedrig bewertet und meist unentgeltlich.

EIGENTÜMER/INNEN

Nun stellt sich aber die Frage, warum wir alle auf diesen Arbeitgeber/innenmarkt drängen? Vielleicht hoffen wir ja insgeheim, eines Tages nicht mehr auf Seite der Lohnabhängigen, sondern auf Seite des Finanzkapitals zu stehen. Vielleicht hoffen wir ja insgeheim, eines Tages mit unserer Hände Arbeit soviel Geld erwirtschaftet zu haben, daß wir Eigentümer/innen unserer eigenen Arbeitskraft werden können. Unmöglich? Mitnichten.

Nehmen wir nur einen beliebigen Menschen von der Straße und nennen wir ihn Herrn Franz. Er ist ein durchschnittlicher Einkommensbezieher, also Lohnarbeiter und seit zwanzig Jahren in der Autoindustrie beschäftigt, in einem Zulieferbetrieb mit etwa 700 Beschäftigten.

Nun wäre es theoretisch möglich, daß Herr Franz sein eigener Arbeitgeber

ist. Nicht möglich? Doch. Wenn er sein Erspartes in einem Investmentfonds oder Aktienpaket angelegt hat, die ja bekanntlich gut durchmischte sind, könnten durchaus Eigentümeranteile an dem einen oder anderen Konzern dabei sein, zudem Teile der Firma gehören, bei der Herr Franz angestellt ist. Gehen wir also einmal davon aus, daß Herr Franz Eigentumsrechte an einem Unternehmen besitzt, in dem er selbst arbeitet. Und angenommen genau in diesem Marktsektor würde es zu schweren Turbulenzen kommen, ausgelöst durch Konkurrenzdruck, erhöhte Roststoffpreise. Dies wiederum würde zu Rationalisierungen führen. Mit Hinweis auf die Interessen der Aktionär/inn/e/n, was soviel meint wie die Profite, gibt die Konzernleitung bekannt, daß an jenem Standort, wo Herr Franz arbeitet, 200 Arbeiter/innen gekündigt werden müssen. Und nehmen wir weiter an, daß Herr Franz einer von diesen bedauerlichen Unglücksraben ist. Somit hätte Herr Franz mit seinem Ersparten in seine eigene Entlassung investiert. So könnte es dazu kommen, daß Herr Franz zweimal der Angeschmierte ist. Einmal als Lohnarbeiter, weil er nichts von den Profiten kassiert, die die Firmeneigentümer/innen mit seiner Arbeitskraft machen und ein zweites Mal als Aktienanleger, weil er zu seinem eigenen Chef wurde und so seine eigene Entlassung mitbestimmte.

Ja so kann es kommen mit dem sogenannten sicheren Kapital, mit der sicheren Wertanlage. Wir alle wollen reich werden und das nach Möglichkeit über Nacht. Wenn wir auch nur einen Fuß in eine Bank oder in die Börse setzen, um unser Geld anzulegen, sind wir Mitspieler/innen auf dem globalen Markt.

Jetzt werden mir Skeptiker/innen entgegengehalten, daß ein solcher Fall an den Haaren herbeigezogen ist. Natürlich ist er konstruiert. Aber allein die Tatsache, daß er denkbar ist, beweist, daß sich in unserer Gesellschaft Grundlegendes geändert hat. Vor noch nicht allzu langer Zeit war es unmöglich, daß Lohnabhängige - also Arbeiter/innen - in den Besitz von Firmenanteilen gelangten.

Seien Sie doch ehrlich, wer von uns Fränzchen und Franziskas weiß denn schon, wem unser Arbeitsplatz gehört. Und wer von uns weiß, wenn er am Bankschalter steht, ob nicht das eine oder andere Aktienpaket genau jenen Teil des globalisierten Marktsegmentes darstellt, auf dem wir uns mit unserer Arbeitskraft befinden. Deshalb plädiere ich zur Vorsicht. Arbeiter/innen, die sich auf den Eigentümer/innenmarkt begeben, sind wie Sprengstoff in den Händen von Kindern. Mit diesem Sprengstoff können sie nicht nur sich selbst vernichten, sondern auch alles, was sie umgibt und am Leben hält.

Des Privilegierritters letzter Ritt oder Wie es dazu kam, daß ich mir einen Autokatalog kaufte

Robert Hobl

Es ist wahr, ich bin ein privilegierter Mensch. Ungeachtet dessen habe ich immer der Gleichheit vor allem das Wort geredet. Und nun holt sie mich ein, die Gleichheit. Doch nicht in jener Form, in der ich mir Gleichheit gedacht habe. Zudem möchte ich gleich zu Anfang darauf hinweisen, daß in diesem Zusammenhang der Begriff Gleichheit nur in dem Maße Gültigkeit hat, in dem der Leser sich auf meinen eingeschränkten Wahrnehmungshorizont begibt.

Man stelle sich vor: ein Glastischchen, darauf Zeitschriften, diverse Magazine, unter anderem ein Mobiltelefonmagazin, ein Computermagazin und ein Autokatalog. Daneben ein Handy. Ein Glas Bier, ein fast voller Aschenbecher. Am Schreibtisch daneben ein Laptop, dessen Modemkarte an der Telefonsteckdose hängt, ein Discman, der die Goldbergvariationen von J.S. Bach spielt. Der Blick durch große Glasscheiben auf eine Dachterrasse, dahinter ins Grüne. Im obersten Stockwerk eines gerade erst zwei Jahre alten Hotels, also alles noch nagelneu. Das Hotelzimmer - eine Suite, wohl an die vierzig Quadratmeter groß. So weit, so schön.

Ein Hotelzimmer, das ich nun seit mehr als einem halben Jahr beziehe, am Rande von Düsseldorf. Das monatliche Kosten verursacht, die einer durchschnittlichen Arbeitslosenunterstützung von drei Arbeitslosen entspricht. Soweit, so bemerkenswert.

Das sind aber nicht meine Privilegien, von denen ich erzählen wollte. Ich mag mir durch all das und noch manches mehr wichtig vorkommen, wichtiger als ich mir je vorgekommen bin. Doch ist Wichtigkeit in dieser Welt kein Privileg. Zu viele sind wichtig und noch mehr nehmen sich wichtig.

Vielmehr manifestiert sich in dem skizzierten Bild jene Gleichheit, von der zu Beginn die Rede war. Ich sehe freilich nicht in die Zimmer und Suiten der anderen Hotelgäste, doch ein Blick auf den Parkplatz auf der Rückseite des Hotels legt die Vermutung nahe, daß sich die Gegenstände auf allen Glastischchen und Schreibtischen ziemlich gleichen werden. Denn der Parkplatz ist, wofür er ja auch vorgesehen ist, mit mehrheitlich großen oder

sportiven Autos vollgestellt. Und ein passendes Auto vervollständigt doch das Bild der Tische vortrefflich.

All das ist für mich kein Privileg, all das macht mich doch nur gleich all jenen, die auch in diesen 'Appartements auf Zeit', wie der Willkommenstext am Fernseh Bildschirm verheißt, leben. Und der zuvor zitierte Wahrnehmungshorizont, ist nun einmal der Parkplatz.

Einen Moment wenden wir den Blick, so eingeschränkt er sein mag, noch nicht von dem Parkplatz ab. Kommen wir zu etwas viel Wichtigerem als die Wichtigkeit. Dort, ganz am Ende des Parkplatzes an einem Laternenpfahl, dort ist sie angehängt, mein Privileg, die Freiheit.

Ja es ist wahr, ich bin ein privilegierter Mensch. Ich war es zeitlebens. Ich hatte immer die Freiheit, mir Zeit zu nehmen, das ist mein Privileg. Mein Privileg, das mich aus der Zahl aller anderen Hotelgäste hervorhebt, hängt an dem Laternenpfahl am Ende des Parkplatzes. Ein Fahrrad.

Joseph Haydn, Sinfonie Nr. 98 aus dem Discman, diese Zeilen am Aktivmatrix-Display meines Laptops, der Blick aus dem Balkonfenster auf den Parkplatz, mein Fahrrad ist in der Dunkelheit kaum mehr auszumachen und hinter mir auf dem Glastischchen - der Autokatalog.

Von einem 'Volksvertreter', mit dem ich, seit ich aufrecht zu sitzen vermag, viele Jahre lang am gleichen Tisch mein Frühstück eingenommen habe, stammt ein Begriff, den ich nicht mehr vergessen kann. Der Fortschritt, den der real existierende Kapitalismus gegenüber der Feudalherrschaft gebracht hat, kommt darin erschöpfend zum Ausdruck: im (in den) Unterwerfungsangebot(en).

Nachdem ich letzte Nacht nicht so recht einschlafen konnte: sollte es nun ein Renault Megane Coach mit nur 90, oder doch besser mit 114 oder am besten gleich mit 147 PS sein. Da die Gier nach einem sportlichen Auto sich mit dem Kreditskeptiker in mir nicht arrangieren wollte, habe ich aus Frust noch einmal die Zeitschrift *Die Zeit* von vor zwei Wochen ziellos durchgeblättert.

Im Wirtschaftsteil unter dem Titel *Jeder will der erste sein - Der globale*

Wettbewerb produziert in den Unternehmen gnadenlosen Zeitdruck stand unter anderem zu lesen:

Während alle Zeit gewinnen wollen, bleibt unbeachtet wieviel Zeit und Ressourcen die Beschleunigung verschlingt. Der Energieaufwand steigt mit der Geschwindigkeit überproportional - am deutlichsten erkennbar im Verkehr ... Auch die Einbettung in ein hochmodernes Kommunikationsnetz erhöhe nicht unbedingt die Produktivität, dafür aber die Hektik, wegen Fax, Handy, ISDN, E-Mail, Internet muß man ständig gedanklich hin- und herhüpfen. Der Aufwand für die Geschwindigkeit wird immer größer ... Die Globalisierung hat also neben der räumlichen auch eine starke zeitliche Dimension. Die Wirtschaft werde sich zu Tode rasen, wenn es weiterhin nur darum geht, Zeit und Geld zu gewinnen. Geld kenne kein genug, und mit der Gleichung 'Zeit ist Geld' gelte diese Maßlosigkeit auch für die Zeit ... In seiner vielzitierten Rede im Berliner Hotel "Adlon" im April dieses Jahres hatte der deutsche Bundespräsident Roman Herzog das Tempo der Veränderungen in Asien und Amerika als Vorbild gepriesen. Er sagte nicht, welchem gesellschaftlichen Zweck das Gehetze dienen soll ... Doch ein Ende der Beschleunigungsspirale ist in Form einer "Revolte von unten" zu erwarten - dann nämlich, wenn die Menschen es satt haben, immer mehr und schneller zu konsumieren. Und indem das Rasen verunsichere, werde es selbst zum Unsicherheitsfaktor für die Wirtschaft.

Das hat der Gier vorerst einmal ein abruptes Ende bereitet. Mir wurde plötzlich klar, wofür mein am Ende des Parkplatzes am Laternenpfahl hängendes Fahrrad nunmehr steht: Als letztes sichtbares Zeichen für mein Privileg Zeit zu haben, mit dem Fahrrad (seit Beginn dieses Jahres zur Arbeit) fahren zu können.

Ob ich mit Schlips und Sakko (bisweilen), jedenfalls mit dem Walkman in der Jackentasche, dem Laptop im Rucksack und dem Handy am Hosengürtelclip, privilegiert durch die Freiheit, mich nur langsam fortzubewegen, weiterhin auf mein Fahrrad schwingen werde, als letzter Privilegienritter am Schimmerfeld (dort steht das Hotel) und gemütlich zur Arbeit radeln werde oder ob ich mich schon bald mit denselben Accessoires ausgestattet in meinen Sportwagen werfe und mich durch den täglichen Stau von Wien nach Eisenstadt und zurück hetze ist noch nicht abzusehen.

Und werde ich das letzte Zeichen meines Privilegs gegen Schlips, Sakko,

Walkman, Discman, Laptop, Modem und Handy verteidigen können (denn mit mir ist es ja in den letzten Monaten, seit ich einer geregelten Arbeit nachgehe, zunehmend bergabgegangen)? Werde ich, nachdem ich all diese Unterwerfungsangebote angenommen habe, das in der obengenannten Liste noch fehlende Auto hinzufügen, um der Unterwerfung vollständig genüge zu tun?

Also mir schwebt da so ein Renault Megane Coach vor, eher doch der mit zumindest 114 PS. Die haben auch so eine blitzgelbe Farbe. Mein Fahrrad ist (war?) auch gelb.

‘Du woast des, Bua!’

Peter Bergh

Was in unzähligen Romanen und Filmen thematisiert ist, als schuldloses Opfer zufällig (oder auch nicht) durch eine infame Verleumdung angeklagt und festgenommen zu werden, kann tagtäglich jedermann/-frau passieren, wie etwa unlängst auch mir. Ein Protokoll.

Samstag, 9 Uhr morgens. Frühstück bei M. nach einer flockigen Nacht. Anschließend fernsehen und beschließen der kommenden Stunden. Natürlich die erste Frage nach dem Essen: ‘Und Essen?’ Wir fordern Salat, Spaghetti mit Schinken, Obers und Pilzen. Ich behaupte selbstsicher, den Einkauf auch ohne Merkzettel zu meistern und wiederhole die einzelnen Faktoren: Spaghetti die langen, den Schinken, vom Obers einen Becher, crème fraiche, Kräuter, die Pilze die weißen, einen Kopf insalata. Bleibt nur noch die Frage nach dem wohin: ‘Und wohin?’ Entweder Hannovermarkt oder Meindl Julius? Besser Meindl Julius. Also die Tasche aus Jute aus indischem Flachs. Ein Blick noch ins Börssel, ob eh genug Scheine, und ab geht’s die Stiegen ins Freie ins Heiße. Die Sonne im Nacken zu Mittag, die Schritte noch müde, die Augen noch schmal, der Bart noch lang. Der Weg wie gewohnt bis vor zur Kreuzung. Die lauten Meter am Gehsteig der Wallensteinstraße. Das Tempo gemütlich, mäßig. Am Gehsteig gegenüber zwei Bullen zwei junge potente, die Köpfe geschoren, die Stiefel die hohen geschnürt bis zur Wade. Ihr Glotzen nervös, aggressiv und begierig. Ihr

Gang äußerst wuchtig, so strack, wie auch straff wie auch stramm. Mir fordert's ein Schmunzeln und Blicke hinüber. Auch sie sehen mich an und stiefeln vorbei. Da plötzlich von hinten ein Rufen und Tönen und Toben ein lautes. Ich sehe mich um, seh einen winken, oder auch fuchteln. Dürfte mich meinen, also bleib ich stehn, zeig auf mich und frag: 'Ich?' Schon ist er da mit eckigen Sätzen gesprungen über die Straße, die Schienen und pöbelt mich an: 'Hände an die Wand! ... oba schnöö ... wo is da Zweite, spuck's ausse sonst ...' Will mich umdrehen und fragen 'wieso?' und sagen: 'Ich einkauf, was wollen?' Darauf der Bulle mit zuckenden Armen: 'Heast Oidaaa ... wo is da aundare ... kum Oidaaa ... spuck's aussee!' Inzwischen schon mehrere da und funken und fragen. Wortfetzen dringen zu mir herüber. Wieder funken und fragen und sagen und richten derer, die meinen, in Uniform Gott zu sein - also allmächtig und allwissend: 'Du woast des, Bua! Die ane hot g'sogt, du woast des!' Auch ich wiederhole mich nochmals, da ich mittlerweile befürchte, im Kreise der Uniformierten nach einer lauten, klaren und deutlichen Aussage immer noch nicht verstanden worden zu sein: 'Komme von Freundin, will einkaufen, weiß nicht was los.' (Später werde ich erkennen, daß die Technik der ewigen Wiederholung bereits ausdrücklich Gesagten zur Methode allerersten Kategorie innerhalb polizeibehördlicher Kommunikationsstrategien gehört: selbst nach zigmaligen Versuchen, den Gesprächspartnern in langsamer und klarer Akzentuierung die eigene Herkunft zu erklären und, in diesem Fall, nach zigmaligem Betonen, mit dieser Sache absolut nichts zu tun zu haben zu können, rülpsst meinen Gegenübern dennoch immer wieder die gleiche Phrase empor, die sehr deutlich das Nichtvorhandensein deren logischer Kombinationsgabe offenbart, nämlich: 'Wo is da aundare?') Erstmals in meinem Leben fühle ich mich absolut unverstanden. Ich rede gegen eine Wand, eine Mauer in Uniform. Und plötzlich sehe ich ganz deutlich auf deren glänzenden Stirnen gedruckt: 'Du bist nichts - die Uniform ist alles'. Will telephonieren, fordere mehrmals ein Telephonat. Sie sagen später: 'Später Herr Bergh ... später können's genug telephonieren.' (So erfährt auch M. erst Stunden später von meiner Festnahme, nachdem sie mich schon verunglückt oder gar tot im Kopfe sah.) Langes hin und her zynischer Texte, arroganter Wortsalben. Schließlich Ortswechsel vor das Geschäft. Dort viele Minuten bis zur Nachricht, gerade von einer zweiten Person als Täter wiedererkannt worden zu sein: 'Schaut schlecht aus Herr Bergh ... gerade wurden Sie von einer zweiten Person wiedererkannt ... festnehmen!' Also Handschellen und rein in den Wagen. Die Hände hinterm Rücken, die Einkaufstasche noch in der Hand und ab

Richtung Pappenheim(gasse). Lethargische Begrüßung mit Klopfen ins Fäustchen. Geld-, Uhr- und Gürtelabgabe. Dann rein in die Zelle. Drei mal fünf Meter mit Neonlicht oben, Guckloch in der Tür, daneben Klingel. Eine Abstufung, sonst nichts. Kein Stuhl, nur Dreck. Die Stunden vergehen. Endlich das Diktat zum Verhör. Arroganz, Zynismus und unzählige Einschüchterungsversuche von den Herrn Beamten, die bloß ihrem Instinkt gehorchen (keinesfalls ihrem Verstand) und ebenfalls meinen, Gott zu sein. Auf meine Frage etwa, weshalb ich als fliehender Täter seelenruhig mit einer Einkaufstasche unmittelbar nach der 'Tat' in Richtung 'Tatort' (unmittelbar neben Meindl Julius) unterwegs gewesen sein sollte: 'Na ja Herr Bergh ... Angriff ist die beste Verteidigung - nicht wahr?' Mein Kopf schüttelt sich. Kafkaesk. Ich unterschreibe das Protokoll, nachdem ich auf den knapp drei Seiten alle 23 Tipp- und Rechtschreibfehler des Herrn Kriminalbeamten verbessern ließ - man kann ja schließlich nicht jeden Scheiß unterschreiben ... steht ja schließlich mein Name drunter ... würde mich ja sonst mit den grammatischen Ergüssen des Herrn Beamten solidarisch erklären. Dann wieder die Zelle. Stunden später das Diktat zur Gegenüberstellung: zwei Beamte im Raum, ich stoße hinzu, bekomme die Nummer 2. Die beiden anderen zwei Kopf größer denn ich, doppelt so alt, gestreiftes Hemd, dunkle Hose, dunkle Haare. Ich in Jeans, verschwitzt, unrasiert und verdreckt vom endlosen Sitzen im Häfen. Ansatzlos beginnen sich die zwei Beamten neben mir fürstlich zu unterhalten, um den Zeugen hinter dem verkehrten Spiegel die Wahl zu erleichtern. Kurz überlege ich die Wahrscheinlichkeit, als jener Junge wiedererkannt zu werden, der über dreißig Minuten unmittelbar vor dem Geschäft von der Polizei festgehalten und schließlich, mit Handschellen bestückt, abgeführt wurde. Meine Jean, mein blaues T-Shirt und meine blond gebleichten Haare dürften sich tatsächlich ungemein tief ins Gedächtnis jener feigen Zicken gebrannt haben, die sich ihren Irrtum Stunden später vor den Augen und Ohren der Kriminalbeamten nicht mehr zugeben getrauten. Zitzige Weiberstimmen dringen durch die Tür und den verkehrten Spiegel an mein Ohr: 'Na schon eher die Nummer 2 ... oder?' - 'Sind Sie sich sicher?' - 'Ja ... ganz sicher.' Mein Kopf schüttelt sich abermals und ich zeige der unsäglichen Lächerlichkeit kriminalpolizeilicher Methoden im Rahmen 'beweisführender' Gegenüberstellungen den Mittelfinger den gestreckten. Zum allgemeinen Erstaunen wurde ich, von insgesamt 3 (!) 'Zeuginnen', als Täter identifiziert und zurück in die Zelle gesperrt. Dank meines Namens (ein meiniger Verwandter jobbte als Polizeijurist gleich mehrere Jahre im Revier der Pappenheimer) wurde ich Stunden später spät

abends ohne körperliche Traktierung wieder auf freien Fuß gestellt. Tage später erfahre ich von befreundeten Journalisten und Juristen, 'Glück gehabt' zu haben: 'Mit einem anderen Namen hättest jetzt wahrscheinlich ein anderes Gesicht ... als Ausländer könntest wahrscheinlich dein Leben lang kein Nylonsackerl mehr anschauen, ohne deinen Kopf drinnen zu sehen ... ohne das kühle Wasser in deinen Ohren gurgeln zu spüren.' Ich atme tief durch und halte eine innige Schweigeminute für alle Opfer verlogener Wichser und unbefriedigter Tanten heimischer Bezirke ... für alle Opfer infamer Verleumdungskampagnen ... für alle Opfer polizeibehördlicher Gewalt ... für alle Opfer der Justiz.

Das Mahl

Victoria Herbig

Ich beobachte ihre Augen. Sie scheint in die Flamme der Kerze zu sehen, doch das leichte Zucken der grauen Iris verrät sie. Fast ist mir, als könne ich sie denken hören: *Weiß sie's etwa? Weiß sie, daß ich...?*

Das polierte Besteck ist symmetrisch aufgelegt, die weißen Teller makellos. Alles ist bereit. Ihr Blick löst sich, sie sieht mich an, lächelt nervös und atmet tief durch.

Ich weiß alles, sage ich.

Was...meinst du? fragt sie. Ihre Stimme zittert, die bleichen Lippen pressen sich zu einem schmalen, verräterischen Strich zusammen.

Es war ein kalter Abend, an dem ich dich mit ihr gesehen habe. Ihr saßt in einem der kleinen Cafés und drücktet euch aneinander, sie schmiegte den schmalen Kopf an deine Schulter und du sahst auf ihr Haar. Der Regen durchnäßte mein Hemd, Wassertropfen rannen wie Tränen an der Scheibe herab. Du sahst auf ihr Haar - auf eine Art, daß ich wußte, ich hatte dich verloren. Heute hatte ich dich abgefangen. Worte wären sinnlos gewesen. Du liebtest sie. Das war nicht zu ändern. Doch dieser Abend sollte dir ein würdiges Ende sein.

Laß uns später reden, sage ich. Ich werde mal sehen, ob das Essen fertig ist. Ihr schwerer Atem liegt bleiern in der Luft.

Ich stehe auf, gehe in die Küche, es duftet und bruzzelt - Dampf steigt aus

dem halbverdeckten Topf. Ich hebe den Deckel - es schlägt mir heiß ins Gesicht.

Alles ging sehr schnell. Zwei Stiche, dann zwei saubere Schnitte. Du hast mich nur angesehen aus leeren Augen. Dann war es vorbei. Nicht eine Träne, kein Laut. Dein Tod war fast schön.

Ich fasse den Topf an den heißen Henkeln, lasse den brennenden Schmerz durch meine Hand ziehen und schließe kurz die Augen, bevor ich ins Esszimmer gehe. Sie sieht mich ausdruckslos an.

Wovor hast du eigentlich so eine verdammte Angst? frage ich. Ich habe dich zum Essen eingeladen, es gibt guten Wein und außerdem weiß ich schon lange Bescheid...also?

Sie versucht schon wieder zu lächeln.

Laß es, bemerke ich leise. Und gib mir deinen Teller.

Sie reicht ihn mir herüber und ich lege ein Stück Fleisch auf. Das andere gebe ich auf meinen Teller. Die Kerze ist schon fast abgebrannt. Als ich mich setze, kämpft die Flamme bereits vergebens dagegen an, im heißen Wachs zu ersticken.

Laß es dir schmecken, sage ich.

Das Fleisch ist noch halb roh. Ein kleines Blutrinnsal zieht sich über meinen Teller.

Guten Appetit, sagt sie, breitet mit spitzen Fingern die schwere Stoffserviette über ihren Schoß und greift nach dem blitzenden Besteck.

Die Kerze erlischt. ich lehne mich zurück und blicke sie an, wie sie das Fleisch zerteilt - mit sauberem Schnitt - es auf die Gabel sticht und den ersten Bissen hinter den schmalen Lippen verschwinden läßt. Sie kaut einige Male; ich beobachte den Muskel an ihrer Schläfe, der sich hebt und senkt. Dann schluckt sie. Fast glaube ich, das Fleisch den langen, weißen Hals hinabgleiten zu sehen.

Vorzüglich, sagt sie. Wirklich sehr gut. Was ist es?

Auch ich nehme jetzt meine Gabel und steche in das Fleisch, daß das Blut fast den ganzen Teller bedeckt.

Herz, flüstere ich dann. Das Herz, das ich an dich verloren habe.

Sommer

Robert Zettl

Eine kühle Abendbrise, die einen nach so einem heißen Tag ein wenig frösteln läßt, zieht über die Stadt, über diese Parklandschaft, in der ein Schanigartl steht, zu dem eine ausmaßgewaltige Bar gehört. In deren weiterem Umkreis sind, ganz den Bodenunebenheiten ergeben, Tische und Stühle platziert. Auf der linken Seite führt ein staubiger und unebener Weg direkt auf die Bar zu.

Dicht gedrängt sitzen die Leute an diesem Abend entlang des Weges an den Gasthaustischen, die unbedeckt und ziellos, sicher zehn, zwölf Personen Platz bieten. Die Geräuschkulisse ist enorm: Gelächter und Geschrei lösen in rascher Folge erregte Stimmen in hitzigen Diskussionen und/oder Streitereien ab. Bestellungen werden durch die Gegend gerufen, herzliche Hallo- und Hierrufe sollen Menschen zu ihrem sozialen Umfeld finden lassen.

Durch die vielen Anwesenden in den Hintergrund gedrängt, aber immer noch vernehmlich sind Pop-Klassiker aus den nahe der Bar befindlichen Lautsprechern zu hören. Und gerade bevor diese Atmosphäre für mich in eine Gewöhnungsphase übergeht, entdecke ich jemanden, der den Spießrutenlauf der Blicke auf sich nimmt, durch dieses Lokal auf die Bar zu.

Eine SIE. Trendy. Beinahe overdressed. Und doch. Sie vertritt anscheinend die *Neue Schlichtheit*. Unter dem Top spannen sich die Rippen bei jedem Atemzug durch die Haut. Das Top endet exakt auf Brustwarzenhöhe einer 85/90c Brust. Gut sichtbare Schlüsselbeine, ein schlanker Hals. Sie hat ein fast zu gleichmäßiges Gesicht mit einem vollen Mund, an dessen Lippen Männer den ganzen Abend lang hängen dürfen möchten. Dunkle, ruhige Augen. Ebenso dunkles Haar. Lang.

Sie geht zu langsam, betont federnd an all diesen Tischen vorüber.

Männer geben den noch zuletzt gedachten Gedanken verbal verstümmelt wieder und lassen ihr die Augen - und erst nachdem sie vorbei ist - auch den Kopf folgen. Die Spannung, die sie erzeugt, ist phantastisch. Frauen drehen sich ebenfalls nach ihr um, stecken die Köpfe zusammen und fangen aufgeregt miteinander zu reden an.

Ich habe den Eindruck, daß selbst wenn ich dürfte, ich sie nicht berühren könnte. Auf ihrem schwarzen Top steht unüberschbar in großen Lettern nur dieses eine Wort: **GOD**.

Zum Theater

Gernot Wallner

Was tut Not?

Auseinandersetzung.

Was fehlt?

Integration.

Was ich erhoffe?

Ernsthaftigkeit.

Als Produktionsmanager, Theatermacher, Dramaturg und Autor beobachte ich seit einigen Jahren die Theaterszene in Wien und dabei im besonderen die sogenannte freie Szene. Was an dieser Szene frei sein soll, ist mir seit längerem unbegreiflich. An allen Ecken und Enden geht die Angst um. Die Angst im nächsten Jahr keine Subventionen mehr zu bekommen. Die Angst mit der etablierten Institution nicht mithalten zu können. Die Angst eines Tages vielleicht doch nicht Intendant/in zu werden. Und als allerletzte, allumfassende, größte Angst, mit alledem, was wir sind und tun, nicht geliebt zu werden und damit wirkungslos zu bleiben. Es gibt für mich zuviel Liebe und Herzblut am Theater, zuviel Seele, zuviel Gefühl, zuviel Überschwang.

Was tut Not?

Mut.

Was fehlt?

Geist.

Was ich erhoffe?

Gespräche.

Neben all den alltäglichen Erfordernissen des Ökonomisierens, Produzierens, Administrierens, Ventilierens, Kompromitierens und Engagierens (all das ist notwendig und lastet schwer auf uns) kommen wir nicht mehr zum Innhalten. Wir sehen uns nicht mehr um. Wir bemerken kaum noch, daß die Welt, wie wir sie vor zehn Jahren noch gekannt haben, längst zusammengebrochen ist. Wir bewegen uns im Reiz-Reaktionsschema der künstlerischen Sozialpartnerschaft, ohne zu merken, daß die andere Seite, die Gegner/innen längst dabei sind, einen neuen Gesellschaftsvertrag zu etablieren, ohne uns und gegen unser Wissen, gegen unseren Willen. Wir beschäftigen uns am Theater immer noch mit den alten, bürgerlichen Werten: Glaube, Liebe, Hoffnung. Der Holocaust beschäftigt uns, als wäre er die Nährmutter und der

Ziehvater aller künftigen Generationen. Es gibt wichtigere Fragen. Wer will ich sein am Theater. Was kann Theater? Was soll es? Was ist es?

Was tut Not?

Solidarität.

Was fehlt?

Gegenentwürfe.

Was ich erhoffe?

Theater.

Wiener Miniaturen II

Robert Zettl

An der Kreuzung bei Rot wartend, auf der anderen Straßenseite, bemerke ich ihn. Sein rechter Fuß ist dick und weiß einbandagiert. Er setzt diesen Fuß nicht auf den Boden auf. Das linke Bein trägt zusammen mit seinen Armen, die sich auf Krücken stützen, sein ganzes Gewicht. Als es Grün wird, nimmt er das Gewicht seines Körpers von den Krücken und schiebt sie in Schrittlänge vorwärts und setzt seinen rechten Fuß zusammen mit den Krücken auf, um ihm die Belastung des Aufsteigens zu nehmen. Das linke Bein voraus und mit den Krücken und dem rechten nachziehen. So arbeitet er sich Schritt für Aufstützen Richtung andere Straßenseite.

Mitleid überfällt mich. Er ist so lang-

sam, daß ich schon dreiviertel des Weges zurückgelegt habe, bevor wir einander passieren.

Auf der anderen Seite angekommen, drehe ich mich nochmals um. Da hat er, es ist schon Rot, beide Krücken in die linke Hand genommen, das linke Bein durchgestreckt, bückt sich und greift nach dem Boden, um sich Sekunden später wieder aufzurichten, mit einem Geldstück zwischen den Fingern.

Literatur im Kleinformat Literatur im Kleinformat Literatur im Kleinformat Literatur im Kleinformat Literatur im Kleinformat Literatur im Kleinformat Literatur im Kleinformat

Preise & Stipendien

Internationaler Essay-Wettbewerb

Thema: "Die Zukunft von der Vergangenheit befreien? Die Vergangenheit von der Zukunft befreien?". Unveröffentlichte Manuskripte mit max. 70.000 Zeichen, zweifache Ausfertigung; 2 Seiten Kurzfassung in verschlossenem Kuvert. Hinweise auf die/den Autor/in im Begleitschreiben.

Info und Bewerbung:

International Essay Prize Contest, Rosenthaler Straße 13, D-10119 Berlin. e-mail: Essay.Lettre@weimar1999.de

Preisgeld: 50.000,- DM

Einsendeschluß: 30. November 1998

Offenlegung nach §25 Mediengesetz

Eigentümer, Herausgeber:

AG Literatur.

Verein zur Förderung literarischer Images.

Vorstand: Armin Anders, Raimund Kremlicka, Robert Zetl. Verleger: *EDITION ART & SCIENCE WIEN*. Grundlegende Richtung: Förderung des österreichischen Feuilletons. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Erscheinungsweise: monatlich. Alle Rechte bei den Autor/inn/en. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Autor/inn/en. Kontaktadresse: AG Literatur, A-1120 Wien, Arndtstraße 85/8. Kopie: Repa-Copy, 1120 Wien. Layout: Kremlicka Raimund. Vertrieb: fulltime f.a.m.e. Bezugspreis: Einzelheft 15,-öS; Jahresabo: 150,-öS; Förderabo ab 300,-öS.

Bankverbindung:

BAWAG, BLZ 14000, **06110 700 448**

Autorinnen gesucht!

Literarischer Salon. 5 Lesungen zum Thema **Zeit** am Freitag 29. Jänner 1999, 19:00 Uhr.

Intention dieser Veranstaltung ist es, schreibenden Frauen Gelegenheit zu bieten, ihre Werke einer feministischen Öffentlichkeit vorzustellen. Fünf gelesene Prosatexte sollen die Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe und Identitäten widerspiegeln.

Dauer je Lesung 10 Minuten. Interessierte Autorinnen (nur Frauen) wenden sich bitte an:

Stichwort Archiv der Lesben- und Frauenbewegung.
1150 Wien, Diefenbachgasse 38/1
T/F: 812 98 86

NETZWERK KULTUR - 5 JAHRE KULTURPOLITIK

10. Dezember 1998, ab 18:00 Uhr

Kulturzentrum 7*STERN, Siebensterngasse 31

DIE VEREINE UND ORGANISATIONEN AG LITERATUR, EDITION ART & SCIENCE WIEN, ERSTE WIENER DENKFABRIK, FULLTIME F.A.M.E., GESELLSCHAFT ÖSTERREICH-NICARAGUA, INUIT PRODUCTIONS, ÖDV PRÄSENTIEREN SICH MIT IHREN PROJEKTEN UND ZIELEN

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen

7 TAGE ÖSTERREICHISCHE LITERATUR 1998

15.-21. November 1998

Theater m.b.H. - Zieglergasse 25, 1070 Wien

1945 LITERATUR 1968 GESCHICHTE 1981 LESUNGEN 1998

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen

Herausgeber, Eigentümer

AG-Literatur, Produktionsgemeinschaft, 1120 Wien, Arndtstraße 85/8, Tel.: 810 95 56
copyright bei den Autor/inn/en